

Die besten Köpfe der Generationen – Schubladendenken und Übersetzernachwuchs

Im September hat Antje Althans an dieser Stelle ein Plädoyer gegen Schubladendenken gehalten. Sie beklagte zu Recht, dass eine Übersetzerin von Chick-Lit oder anderer Genreliteratur schnell nur noch Bücher aus diesem Segment angeboten bekomme. Am Ende ihres Textes fragte sie sich, ob es Übersetzern sogenannt hochliterarischer Texte ähnlich ginge, ob auch diese von Verlagen oder Lektoren in Schubladen abgelegt würden.



Ich gelte als Hochliteraturübersetzer und muss Althans' Vermutung bestätigen. Mir wird fast nur noch Hochliteratur angeboten, und wenn ich sage, ich würde gern mal was Profanes machen, stoße ich auf Erstaunen: „Wie, wir dachten, das wäre unter Ihrer Würde“, worauf ich nur mit dem Motto von **Walter Benjamins** Briefsammlung *Deutsche Menschen* sagen kann: Was nützt mir „Würde ohne Sold“? Das Übersetzen von Hochliteratur wird *etwas* besser bezahlt als das von Unterhaltungsliteratur, kostet aber *sehr viel* mehr Zeit. Man kann sich in die Armut hochübersetzen, wie Kollege **Bernhard Robben** mal sagte.

Meine Erfahrung ist allerdings auch, dass ein Wechsel „von oben nach unten“ möglich ist. Ich habe mich wiederholt ganz wie **Antje Althans** auf Akquise begeben, bin bei Verlagen vorstellig geworden, habe meine Situation erläutert, um leichte Kost gebeten und diese auch bekommen, einen Liebesroman aus der Schublade „Flutschlektüre für den Strandkorb“ beispielsweise. Ich habe Bauklötze gestaunt, als ich die hervorragend lektorierte Übersetzung zurückbekam und sah, wie viel geändert worden war: Das neue Genre hatte mich wieder zum Berufsanfänger gemacht, denn Liebesromane haben ihre eigene Sprache, erfordern ihre eigene Kreativität und bergen ihre eigenen Tücken. Eine dieser Tücken ist – halten zu Gnaden – die Qualität. Genreliteratur ist oft genug schlecht geschrieben, und der Übersetzer muss nicht nur gut übersetzen, sondern

auch kränkelnde Satzkonstruktionen verarzten, schiefe Bilder geradebiegen und im Extremfall durch Streichen oder Umschreiben Löcher in der Erzähllogik stopfen – er muss Stroh zu Gold spinnen.

Harry Rowohlt hat diese Misere mal augenzwinkernd auf den Punkt gebracht: „Ein Meister wie Flann O'Brien [...] ist überhaupt nicht schwer zu übersetzen. Man muss nur versuchen, ihm hinterherzujachtern. Da braucht man als Übersetzer nicht besonders gut schreiben zu können, weil das ja der Autor bereits kann. [...] Schlechte Autoren vermiesen einem den Spaß am Übersetzen, und den muss man haben, denn Geld bekommt man nicht dafür.“

Das Schubladendenken, das in deutschen Verlagen und Lektoraten anzutreffen ist, hat meiner Meinung nach aber viel gravierendere Konsequenzen. Ein Beispiel: Vor einem Jahr hat mir einer unserer größten Publikumsverlage ein Buch angeboten, das ich aus Zeitgründen nicht übersetzen konnte, und ich habe einen jungen Kollegen empfohlen. Der Cheflektor war skeptisch, „einem Übersetzer, der in diesem Segment recht unerfahren scheint, einen Text anzuvertrauen, der bei näherem Hinsehen dann doch recht heikel und haarig sein kann“ (ich hatte, wohlgermerkt, angeboten, mit dem Kollegen zusammenzuarbeiten, um den Verlag vor bösen Überraschungen zu bewahren). Nach der Mail des Lektors gingen mir einige grundsätzliche Dinge durch den Kopf. Ein Verlag sucht verlässliche Übersetzer, die ihm schwere Literatur gut übersetzen. So soll es sein. Dabei hält er Ausschau nach Leuten, die in der Branche schon einen Namen haben oder mit denen er selbst schon gute Erfahrungen gemacht hat. D'accord; ich würde als Verleger kaum anders handeln.

Unweigerlich landet ein Verlag damit aber bei den üblichen Verdächtigen. Er bekommt gute und hoffentlich sehr gute Übersetzungen, aber er setzt auf das Bewährte. Er scheut das Risiko, das Potenzial jüngerer Übersetzer anzuzapfen, die eine neue Sprachlust und ein neues Sprachbewusstsein mitbringen – eine Frischzellenkur für den ganzen Literaturbetrieb.

Ich arbeite im Vorstand vom **Deutschen Übersetzerfonds** mit. Wir veranstalten Seminare und Werkstätten zur Weiterbildung von Litera-

turübersetzern, haben ganze Programme für Berufseinsteiger, vor allen Dingen aber vergeben wir Stipendien. Und was beobachten wir seit Jahren? Das Durchschnittsalter der Bewerber um Arbeitsstipendien steigt beständig und liegt inzwischen bei deutlich über fünfzig Jahren. Das halte ich für eine Katastrophe für den deutschen Literaturbetrieb. Natürlich werden wir angesichts der kollabierenden deutschen Altersversorgungssysteme arbeiten müssen, bis wir siebzig sind, aber die Verlage verlieren durch ihre fehlende Risikobereitschaft eine ganze Generation an Übersetzern, weil sie sich nicht rechtzeitig an die Nachwuchsförderung gemacht haben.

Ich plädiere um Gottes willen nicht dafür, die Verlage sollten die Koryphäen der deutschen Übersetzungskunst plötzlich in die Wüste schicken und sich um Berufsanfänger reißen. (Bei Hochliteratur wäre das wohl auch die Sehnsucht nach der eierlegenden Wollmilchsau, denn welche fünfundzwanzigjährige Berufsanfängerin übersetzt schon erfolgreich die *Göttliche Komödie*?) Mir schwebt aber sehr wohl eine organische Ablösung der übersetzenden Generationen vor. In der besten aller Welten würden die erfahrenen Lektoren unserer besten Publikumsverlage in Kooperation mit erfahrenen Übersetzern junge Übersetzer ausbilden. In der gegenwärtigen Situation möchte ich im Anschluss an **Allen Ginsberg** ein „Geheul“ anstimmen: „I saw the best minds of *the next* generation destroyed ...“

Ulrich Blumenbach

STECKBRIEF

Ulrich Blumenbach, geboren 1964 in Hannover, arbeitet seit 1993 als literarischer Übersetzer aus dem Englischen und hat Autoren wie Stephen Fry, Jack Kerouac, Anthony Burgess, Jonathan Lethem und Joshua Cohen ins Deutsche gebracht. Für seine Übersetzung von David Foster Wallace' Roman *Infinite Jest* (dt. *Unendlicher Spaß*) wurde er mit dem Übersetzerpreis der Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Stiftung und dem Übersetzerpreis der Leipziger Buchmesse ausgezeichnet.